

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 11

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

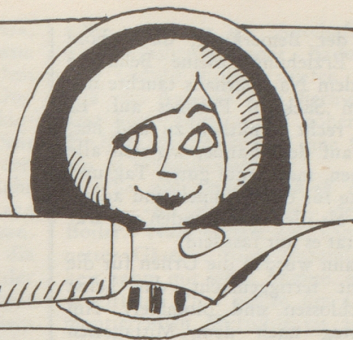
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Von der Sparsamkeit

Soll man sparsam sein? Ach ja, und lobesam, ehrsam, arbeitsam und, wenn's denn sein muss, sittsam, und was all der redlichen Sekundarschulsausdrücke mehr sind. Oder besser: waren. Denn sie sind alle aus der Mode gekommen. Ich aber bin leider sparsam erzogen worden, und es ist an mir hängen geblieben. Und es hängt immer noch, selbst nachdem alle andern «sam»-Begriffe, auch bei mir ein wenig ins Wanken gekommen sind.

Also: meine Eltern und deren Vorfahren waren sparsam, und wir, ihre Nachkommen, wurden zur Sparsamkeit angehalten. Ich stehe nicht etwa allein, sondern meine Jugendgefährten, meine ganze Generation, soweit ich sie kenne, sind und waren, mit wenig Ausnahmen, sparsam. Man «musste nicht unbedingt alles haben», und dass dem so war, plagte uns nicht besonders. Ich glaube heute noch, dass Verzichtenkönnen auf gewisse Dinge den Menschen unabhängig macht.

Dann aber kamen unsere Nachkommen zum Zug, und auf einmal hiess das Wort nicht mehr «sparsam» sondern «Verarmungswahn». Sparen hatte entschieden einen pathologischen Beigeschmack bekommen, und bekam ihn immer mehr, je grösser unsere Kinderlein wurden...

Wenn ich in ein Geschäft einkaufen ging, das vielleicht einen halben Kilometer weiter von meinem Heim entfernt war, als ein anderes, fragte die junge Generation: «Warum?» mit einem schiefen Blick auf die vollen Einkaufstaschen, die meine Arme leicht aus dem Sockel zogen. Oder sie fragte «Warum?», wenn sie zufällig entdeckte, dass ich zu den verachtungswerten Leuten gehöre, die zweiter Klasse fahren in der Eisenbahn. Und wenn ich sagte, das sei ebenfalls gut und dazu etwas billiger, dann lachte sie schallend, die junge Generation, und sagte: «Mami, du hast den Verarmungswahn.»

Es gab – und gibt – nur noch flottes und vergnügliches Geldausgeben, und Verarmungswahn. Zwischendurch gibt es nichts.

Nun, die Jungen haben ihn nicht, den Verarmungswahn. Allerdings leben sie in ganz ande-

ren Zeiten, als wir damals in den dreissiger Jahren. Sie haben alles, was ich mir in ihrem Alter, und auch viel später, nicht hätte träumen lassen, und manchmal frage ich mich, wie sie es wohl anstellen, um so viel Geld zu haben. Nun, bei vielen von ihnen steckt viel harte Arbeit hinter dem guten Einkommen, ich weiss. Aber haben der Papi und ich nicht auch hart gearbeitet? Nur eben, das Einkommen war bescheiden.

Dass die Lebenskosten gestiegen sind – manchmal mehr als nötig – merke sogar ich. Trotzdem: die Jungen können sich viel mehr leisten, als wir jemals.

Manchmal bin ich ein wenig neidisch, aber im Grunde gönne ich es ihnen von Herzen. Hoffentlich lernen sie nie so arge Zeiten kennen, wie wir sie gekannt haben. Es fiel ihnen schwer, schwerer als uns, weil sie ja den «Verarmungswahn» nie hatten. Jedenfalls ist er ihnen bis jetzt fremd.

Gott erhalt's.

Bethli

Meine politische Betätigung

Eines Tages erhielt ich vom Gemeinderat unserer Stadt einen Brief, worin er mir in freundlicher Weise eröffnete, dass er mich für die kommende Abstimmung in den Stimmausschuss gewählt habe. Der

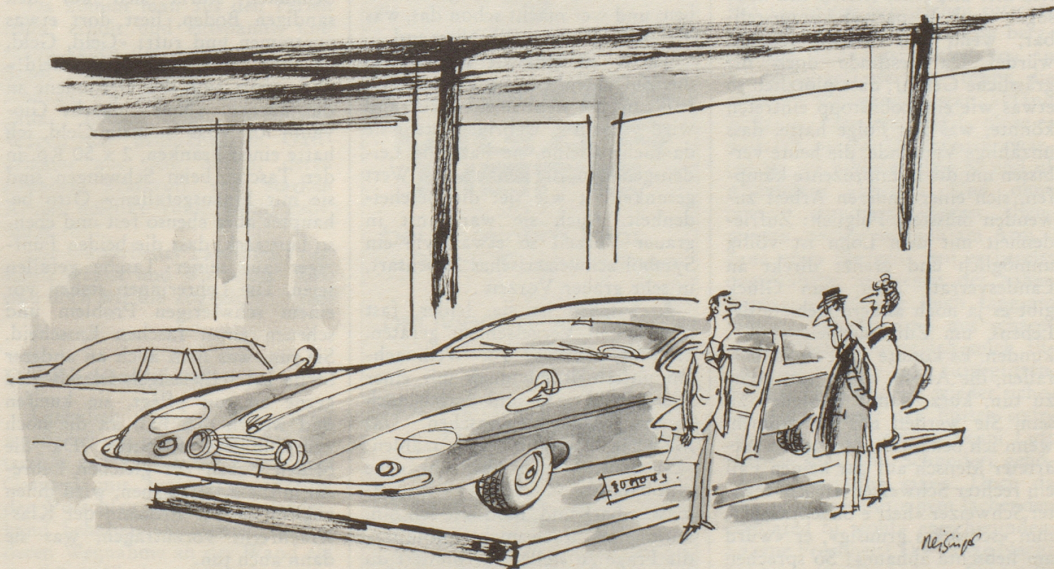
Gedanke, von wichtigen Leuten, denen meine Wenigkeit gänzlich unbekannt war, ohne Ansehen der Person in einen Ausschuss gewählt worden zu sein, schmeichelte mir dermassen, dass ich allen, die es wissen wollten, von dieser Ehre erzählte.

Als der grosse Tag da war, holte ich das Leuchtendrote aus dem Schrank und machte mich sorgfältig so zurecht, wie es mir für dieses öffentliche Amt angemessen schien.

Eine halbe Stunde vor Oeffnung der Stimmlokale sass ich zusammen mit anderen Auserwählten in der Schulstube und lauschte den Worten des Instruktors. Am meisten gefiel mir seine Feststellung, dass von einem mit Damen bestückten Stimmlokal ein besonderes Fluidum ausgehe, das es fertigbringe, die Miene des sauersten Stimmbürgers aufzuhellen. Wir würden es dann schon sehen. Dann durften wir wählen, welche zwei von den acht Stunden wir am liebsten an der Urne verbringen wollten. Ich trachtete nach dem Samstagabend, und so sassen wir denn um sechs Uhr zu Dritt an unseren Arbeitsplätzen. In der Mitte ein Mann, dem man die Schwerarbeit des Stempelns übertragen hatte, flankiert von meiner Nachbarin in Hellblau und mir in Rot. Jener war das Amt des

Stimmkartenabnehmens zugefallen und so konnte sie eingehende Betrachtungen darüber anstellen, ob das Gesicht der jeweiligen Person auch zu ihrem Jahrgang passte. Ich selber sass an der Urne mit den Stimmzetteln und hatte aufzupassen, dass nur zitronengelbe Papierchen eingeworfen wurden. Manchmal musste ich auch ein wenig nachhelfen, wenn eine vor Alter oder Lampenfieber zitternde Hand den Schlitz nicht so recht zu treffen vermochte. Zwischen durch einmal fand ich Zeit, an einen alten Schatz zu denken, dem an diesem Tag sein letztes Junggesellenstündlein geschlagen hatte und der jetzt fern von hier bei Braten und Wein in den Hafen der Ehe steuerte. Ich muss leider gestehen, dass ich es in dem Moment vorzog, neben einer Urne zu sitzen, statt neben einem Bräutigam; erstere kann man nach zwei Stunden wieder verlassen und kriegt erst noch ein Dankeschön. So unweiblich und unmoralisch bin ich!

Aber ich bin vom Thema abgescweifft. Es war ganz interessant, die Parade der Stimmbürger abzunehmen. Da kam ein 89jähriges Mütterchen am Stock, ein junges Mädchen im Rollstuhl, eine alte, gichtgekrümmte Krankenschwester. Eine Mutter liess ihr kleines Töchterchen den Zettel einwerfen



«Versteht sich der Preis mit vollem oder leerem Benzintank?»

mit der Bemerkung, das gehöre zur Erziehung. Meine Bekannte aus dem Nachbarhaus tauchte mit einem Säcklein Pralinés auf. Es ging recht gemütlich zu und her, wie auf dem Lande, wo sich alle kennen, man sagte guten Tag und danke für den Stempel, und adieu. Und als die zwei Stunden um waren, tat es mir fast leid.

Dann wurden die Urnen für die Nacht fertiggemacht, das heisst verschlossen und plombiert. Am Sonntag nach dem Mittagessen traben sämtliche Ausschuss-Mitglieder wieder an, diesmal zum Stimmzählen. Unter polizeilicher Bewachung wurden die Urnen feierlich herangertragen, geöffnet und ihr rosaroter und zitronengelber Inhalt auf lange Tische ausgeleert. Dann ging's an ein ernstes Arbeiten, denn draussen war schönes Wetter, das man sobald wie möglich geniessen wollte. Am Schluss wurden die Zahlen in Formulare eingetragen, Stimmzettel und Ausweise fein säuberlich verpackt, verschnürt und plombiert und dann – immer noch unter polizeilicher Aufsicht – ins Staatsarchiv abgeführt.

Dann gingen wir zu fünf ins Restaurant – alles Leute, die sich nie im Leben gesehen hatten – und über einem Becher Hell kamen wir überein, dass dieses Wochenende ungeahnt kurzweilig und gemütlich ausgefallen war.

Annamarie

Tugenden – nicht mehr gefragt

Die Zufriedenheit, eine der höchsten Tugenden unserer Väter, hat schwer an Ansehen eingebüsst. Wer heute noch zufrieden ist, erscheint leicht bis schwer verdächtig, und auf alle Fälle wird er als vollendeter Trottel angesehen! Beweis! Bitte. Nehmen wir nur einmal an, einer erkläre sich mit seinem Lohn zufrieden, er käme gut aus, könne sich dies und jenes leisten und habe sogar noch Ersparnis! Unvorstellbar, wenn das Schule machen würde! Da bestünde doch die grässliche Gefahr, dass plötzlich so etwas wie ein Lohnstopp eintreten könnte, was zur Folge hätte, dass unzählige Verbände, die heute verbissen um die Lohnprozente kämpfen, sich einer anderen Arbeit zuwenden müssten. Folglich: Zufriedenheit mit dem Lohn ist völlig unmöglich und grenzt direkt an Landesverrat! Aber zum Glück gibt es ja noch andere Gebiete des Lebens, um Zufriedenheit zu bekunden. Es könnte z. B. einem einfallen, die Arbeit, die er tut, gerne zu tun, kurz, damit zufrieden zu sein. Sie werden mir beistimmen, wenn ich behaupte, dass so ein entarteter Mensch auf gar keinen Fall ein rechter Schweizer ist! Ein rechter Schweizer «hett e Sauchrampf», ihm «schtinks gruusig», er «würde am liebschte abhau»! So sprechen die echten Patrioten. Ein zufriedener vor sich hin Arbeitender – also,



«Ich hoffe, dass Sie nicht alles aufgeschrieben haben, was ich sagte!»

das kann kein echter Schweizer sein, oder er ist, in den Augen seiner Mitmenschen wenigstens, nicht so ganz gescheit...

Zufrieden sein mit dem, was man hat, das kann und darf man unter gar keinen Umständen – oh nein, wo kämen wir bloss hin, wenn wir anerkennen würden, dass viele von uns so ziemlich alles haben, was sie brauchen und noch einiges darüber. Wenn wir zufrieden bekennen würden: «Mir heisst schön, simmer zfride!» Eine solche Geisteshaltung könnte ja einen gewissen Konsumstopp bewirken, der überhitzte Markt könnte sich normalisieren, die Inflation sich verlangsamen. Das kann doch niemand im Ernst wollen! Das wäre ja das, was einsichtige Landesväter und Behörden schon lange anstreben, und wer macht schon das, was die «Obrigkeit» will? Niemand.

Ja, es ist schlecht bestellt um die Zufriedenheit, sie kann einem leid tun! Sie steht in der Ecke und wird verachtet. Uebrigens steht sie da nicht alleine, sie hat eine Leidensgenossin, die genau so im Wert gesunken ist wie sie: die Bescheidenheit. Auch sie war einst in grauer Vorzeit so etwas wie ein Symbol schweizerischer Lebensart, in sehr grauer Vorzeit...

Inzwischen ist sie, leider, fast gänzlich in Vergessenheit geraten. Hier der Beweis: Vor Weihnachten unterhielt ich mich mit einer vierzehnjährigen und fragte nach ihren Weihnachtswünschen. Das Mädchen begann aufzuzählen: «Ein Moped, neue Ski, eine neue Armbanduhr...» Ich war einigermaßen baff und, blöd wie ich bin, konnte ich mich nicht enthalten, die Frage zu stellen: «Könntest du nicht ein wenig bescheidener sein?» Worauf grosse Augen mich sehr

erstaunt ansahen, und die Gegenfrage ertönte: «Warum?»

Ja, warum? Warum soll ein junger Mensch bescheiden sein, wenn ganze Völkerstämme nicht mehr so recht wissen, was das eigentlich ist.

Eva

Das Urteil

Ein nebliger Morgen auf dem Pausenplatz. Zwei Lehrerinnen halten Pausenaufsicht und schauen eben Otto und Giovanni zu, die, jeder auf einer Ringschaukel, akrobatische Kunststücke vorführen. Eben schwingen die beiden, knapp auf dem Brettchen liegend, Kopf nach unten, Beine in die Höhe, hin und her. Plötzlich stoppt Otto, klettert von der Schaukel, stürzt sich auf den sandigen Boden, liest dort etwas zusammen und ruft: «Geld, Geld, da liegt Geld, es ist mein Geld!» und stopft sich das Gefundene in die Tasche. «Nein», bricht Giovanni los, «das ist mein Geld, ich hatte einen Franken, 2 x 50 Rp. in der Tasche, beim Schwingen sind sie mir hinausgefallen.» Otto behauptet aber ebenso fest und ebenso lautstark, dass die beiden Fünfinger aus seiner Tasche gefallen seien. Die Lehrerinnen stehen vor einem schwierigen Problem und scheuen einen raschen Entscheid. Sie tun, was man auch an anderer Stelle bei schwierigen Entscheiden gerne zu tun pflegt, sie kniefen und weisen den Fall an die noch «zuständigere Instanz». Da die beiden Buben zur gleichen Lehrerin in die Klasse gehen, wird ihnen empfohlen, ihr Problem der Klassenlehrerin vorzutragen, was sie dann auch tun.

Die Lehrerin, ohne Kenntnis von dem Vorgefallenen (die

Wachhabenden sind mit neuem Kinderstreit beschäftigt) hört sich die entrüsteten Reden und Gegenreden der beiden an und kommt zu folgendem Schluss: «Wenn jeder von euch behauptet, auf dem Spielplatz zwei Fünfinger verloren zu haben, aber statt vier nur zwei Fünfinger gefunden wurden, so wollen wir die nun unter euch beide teilen.» Otto nimmt seinen Fünfinger mit Schmunzeln in Empfang, Giovanni bricht in Tränen aus. Hat da nicht Salomon leise gelächelt? Im stillen Lehrerkämmerlein gesteht Otto, kein Geld verloren zu haben. Ruth

Der Milchorden

Bei uns in der Schweiz sind wir ja nicht so sehr für Orden und Ehrenzeichen. Weder im Knopfloch noch auf der Heldenbrust pflegen wir solche zu tragen. Ja, wenn ich recht unterrichtet bin, ist es sogar verpönt, militärische Auszeichnungen, die einem etwa von bleichfreudigeren Staaten verliehen werden könnten, anzunehmen.

Wie dem auch sei, meine Familie verdiente einen Orden. Nämlich den Milchorden. Ich denke da an ein unzerbrechliches Reagenzglas für Milchproben en miniature. Dazu vielleicht ein farbiges Seidenbändchen. Aber natürlich nicht etwa ein blaues.

Wären alle Schweizer so milch- und milchprodukte-freudlich wie meine vorbildliche Familie, nie hätte es einen Butterberg oder eine Milchschwemme gegeben, nie wäre eine Vieh-Ausmerzungen nötig geworden, und unsere Bauernsamen würde zu den zufriedenen Bürgern des Landes zählen.

Beginnen wir oben in der Genealogie, bei der Grossmama: Obwohl aus dem Ausland importiert, geht sie doch mit leuchtendem Beispiel voran. Sei's Gipfel oder Grahambrot, Püürli oder Pumpernickel, die Butter wird fingerdick draufgestrichen. Auf Honig wie auf Konfitüre, Wurst und Schinken will sie gern verzichten, aber Butter muss sein, und wenn die Welt untergeht. Margarine, Oel und Schmalz sind aus ihrem Haushalt verbannt, als handle es sich um Gift. Nur Butter und nochmals Butter kommt in Frage. Ob Roastbeef oder Rösti: Butter! – Ob Kuchen oder Kabis: Butter! Bereits hat Grossmama eine Gallenblasen-Operation glücklich überstanden, aber wer da glaubt, das hätte ihre Treue zum bodenständigen Produkt ins Wanken gebracht, der irrt.

Mein Herzliebster, genannt Ehemann, treibt es etwas gemässiger, weshalb wir ihm den Orden aber nicht gleich aberkennen wollen. Von jugendlichen Engländeraufenthalten brachte er die Sitte heim, schwarzen Tee zu trinken, und gleichzeitig die Unsitte, Milch dazuzugeben. So ungefähr fifty-fifty. Alte Kulturvölker wie Inder und Chinesen

drehen sich im Grabe um, soweit sie bereits darin liegen. Unsere landwirtschaftlichen Verbände hingegen sollten mit ihrer Anerkennung nicht zurückhalten.

Unsere Tochter ihrerseits hält es mit dem Joghurt. Nicht dass sie – wie gewöhnliche Sterbliche – Fan von Joghurt nature oder mit Frucht- oder Schokolade-Geschmack wäre. Nein, auch sie hat die Welt gesehen, und als Kind ihrer Zeit kam sie sogar wesentlich weiter herum als weiland ihr Vater. Aus orientalischen Fernen brachte sie das Rezept einer kalten Joghurt-Suppe mit Gurken, Kräutern, Eiern sowie Pfeffer und Salz in die milchproduzierende Heimat. Und mit dieser, ungeahnte Mengen von Joghurt verbrauchenden Spezialität traktiert sie nun Familie und Verwandte, Freunde und Bekannte. Mag's einer nicht, so wird er zum Banansen erklärt. Und wer wollte sich dem aussetzen!

Der grösste Orden jedoch gebührt unserem Sohn. Obwohl seit kurzem volljährig und stimmberrechtigt, verschmäht er Wein und Whisky und säuft stattdessen Milch. Der Leser möge den harten Ausdruck entschuldigen, er säuft es wirklich, das weisse Nass. Literweise, zu jeder Tages- und Jahreszeit, kalt oder heiss, das ist ihm

alles eins, Hauptsache, es ist Milch. Als er letzthin bei einer Gelegenheitsarbeit in eine Gruppe von rauen, lastenschleppenden Schwerarbeitern geriet, die bereits zum Znüni ihre Flasche Bier hinunterstürzten, genehmigte er das gleiche Quantum, aber Milch! Und siehe da, er wurde nicht nur nicht gehänselt, sondern die Milcherei wirkte ansteckend, und einer der starken Männer folgte dem Beispiel des Jünglings und hält es nun auch mit der Milch. Wenn das nicht jeden Fernseh-Werbespot übertrifft...

Leider muss ich zum Schluss bekennen, dass in dieser reinweissen Milchfamilie ich als das schwarze Schaf dastehe. Zwar schreibe ich hohe Töne über die Milch, aber dazu trinke ich kohlpechtrabenschwarzen, starken, bitteren Kaffee!

Annette

Toggeli!

Wenn ich nur wüsste, ob wir zwei, mein mir Angetrauter und ich, die einzigen Toggeli in der Schweiz sind, die mit den dreirädrigen Gepäckwägel in den Bahnhöfen nicht richtig umzugehen wissen?

Es läuft einfach nicht gerade aus, das Wägel! Wir können es noch so ordentlich und unserer Ueberzeugung nach geschickt mit unserem Gepäck beladen haben, immer dreht sich entweder das vordere oder eines der beiden hinteren Räder nach aussen und schon zieht die ganze Bagasche seitwärts, wo wir gar nicht hinwollen. Nur ein kräftiger Puff mit dem Fuss bringt das querstehende Rädli wieder in die gerade Linie.

Und ein Gekreische vollführen sämtliche Räder, so dass wir amüs noch mehr auffallen mit unserem seitwärts strebenden Gefährt, wo es doch in den Bahnhofshallen immer so viele Leute hat!

Da kommt man aus den Ferien heim, erholt und entspannt, und schon gehen die Aufregungen der Stadt wieder los. Neiderfüllt schauen wir auf die schwer und ganz mannigfaltig beladenen Wägel der heimreisenden Gastarbeiter aus dem Süden, deren Gefährt, kraftvoll von starken Armen gelenkt, ruhig dahin rollt, wo es soll!

Die Gastarbeiter haben halt den Kniff erfasst und wir nicht! Also sind doch wir die Toggeli! Irene

Das Küchenkleinod

Anlässlich einer Renovation wurde bei uns das Gas durch Elektrizität ersetzt. Ich teilte dies dem Gaswerk mit, machte gleichzeitig den Vorschlag, die Gasuhr vorderhand behalten zu dürfen, da bei deren Wegnahme an der Wand ein unschöner Fleck verbliebe.

«Sie wissen doch, dass die Gas-

uhr monatlich Fr. 5.– kostet?», war die Antwort. Nein, ich wusste es nicht und war somit mit dem Abmontieren einverstanden. Dieses Telefongespräch ging mir hinterher dann doch aufs Läßige. Seit 35 Jahren bezahlte ich also jeden Monat 5 Franken, im Jahr Fr. 60.– und bis heute ganze Fr. 2100.–, ohne es zu wissen. Wohl studierte ich jeweilen die grünen Einzahlungsscheine der Verbrauchsrechnung, wenn mir schien, sie sei grüßlich hoch. Diesem Fünfliber jedoch begegnete ich nie; er war wohl in irgendeiner Pauschalbezeichnung eingebettet. Immerhin, ich betrachtete das Apparatli nun mit neuen Augen. Etwas grob gesagt, hat es mich also Hunderte gekostet. Das kann man in unserer Wohnung von nur ganz wenigen Sachen sagen. Dazu kommt das Deprimierende, dass es doch ein recht freudloses Ding ist. Bei der Frühlingsputzete war mir das Kästli immer zwider, weil es oben voll klebrigen Drecks war. Ich goss sogar Petrol auf sein Haupt, um nachzuhelfen. Dabei hätte ich es eigentlich als Kleinod behandeln müssen, mit einem zitronenfrischen Schaumbad oder so –.

Dass auch leicht bittere Gedanken auftauchten, kann mir niemand verargen. Gerechterweise

sollte man mit der Anschaffung eines Gasherdes oder Badofens eine Gasuhr kaufen dürfen, wie z. B. die Antenne zum Fernseher. Das käme gewiss nicht höher als Fr. 100.– zu stehen. So eine Gasuhr ist ja Serienware.

«Tue nid grüble», sagte mein Mann, «du hast ja nun deinen Boiler.» Nach einiger Zeit kam ein netter Gässler. Seine Freundlichkeit nahm mir jeden Mumm, einen vergifteten Pfeil wegen des abzumontierenden Wertobjektes abzuschliessen. Unter Hinterlassung einiger Farb- und Dreckspuren verabschiedete er sich und schritt unbelastet mit meinen 2100 Franken unter dem Arm von dannen.

TS

So frech und unanständig

Es ist empörend; alle jungen Leute sind heutzutage frech und unanständig. Meine Töchter nicht ausgenommen. Oder hätten wir es seinerzeit gewagt, unseren Lehrern am Zeug zu flicken und die Eltern auf ihre Fehler und Unzulänglichkeiten hinzuweisen? Niemals.

Heute jedoch kritisieren sie unsere Kleidung und nennen Vaters gute alte Sonntagshose «Flatterschyns» und meinen neuesten Hut «viel zu wenig sexy». Ihre Respektlosigkeit macht nicht einmal mehr Halt vor unseren ehrwürdigen Landesvätern. Die Jungen verziehen grinsend ihre Mundwinkel, wenn der Herr Bundespräsident am Fernsehen von seiner Arbeit berichtet.

Auch sonst reden sie mit uns Älteren wie mit ihresgleichen und erwarten sogar, dass wir darauf eingehen. Statt brav zu schweigen, bis sie nach ihrer unmassgeblichen Meinung gefragt werden (oder auch nicht), reissen sie einfach das Maul auf.

Kürzlich hat mich ein junger Bengel aus der Nachbarschaft furchtbar schockiert, als ich ihm am späten Abend begegnet bin. Mit zaghaften Schrittschen rutschte ich auf der vereisten Strasse bergab und dachte mit Schrecken an die steile, geländerlose Treppe, die noch zu überwinden war. «Händ Si Schiss, Frau Nachberli!» tönte es da frech aus der Dunkelheit, «warted Si, ich hilf-ene, dass Si nöd uf d Schnörre gheyed.» Und ohne meinen empörenden Protest abzuwarten, packte er mich am Arm – ganz oben übrigens, wo es bereits unanständig ist wegen des nahen Busens – und zog mich langsam hinunter. Hilfloos und mit schamroten Ohren musste ich mich fügen, sonst wäre ich ausgeglitten. Als wir beide endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen spürten, wollte ich meiner Täubi Luft machen und dem Schnuderi gehörig die Meinung sagen. Doch da war er bereits mit einem lachenden «schlafed Si wohl» verschwunden. So eine Frechheit! Die ganze Nacht habe ich vor Täubi kein Auge aufgetan.

Rosmarie

Was i wett isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

Jetzt hilft
eine Hefekur mit
**VIGAR
HEFE**

bei unreinem Teint,
Bibeli, Furunkulose

bei Magen- und
Darmstörungen

bei Frühjahrs- und
Herbstmüdigkeit

VIGAR-HEFE Dragées sind
geschmackfrei und angenehm einzunehmen
Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.20
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 14.40
in Apotheken und Drogerien